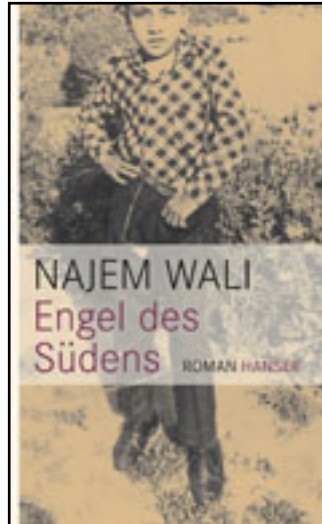


HANSER



Leseprobe

Najem Wali

Engel des Südens

Roman

Übersetzt aus dem Arabischen von Imke Ahlf-Wien

ISBN: 978-3-446-23643-1

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-23643-1>

sowie im Buchhandel.

No man's land

Dreiundzwanzigster Entwurf

»Sehr geehrte Gäste. Ich erlaube mir, Sie im Namen Ihrer Majestät der britischen Königin, im Namen der britischen Regierung und im Namen des Verteidigungsministers und Oberbefehlshabers der Streitkräfte Geoff Hoon, zu begrüßen. Wie Sie wissen, ist heute der 11. November, der Tag, der in unseren Herzen, als Briten, teure Erinnerungen weckt. Eine Gedenkminute lang stehen die Arbeiten in allen Bereichen des Lebens still, um des Endes des Ersten Weltkriegs am 11. November 1918 um elf Uhr zu gedenken. So erweist man den Opfern der Kampfhandlungen die Ehre. Dabei haben sie eine halbe Generation das Leben gekostet. Warum erzähle ich Ihnen das? Weil ich der befehlshabende Offizier jener militärischen Einheit bin, die man »No man's land« nennt. Uns hat man die Aufgabe übertragen, Ausgrabungen für die britische Armee durchzuführen. Damit Sie sich unsere Arbeit besser vorstellen können, werde ich sie etwas genauer erläutern. Mein Team aus Soldaten und Mitarbeitern ist auf der Suche nach den sterblichen Überresten von Soldaten, die auf den Schlachtfeldern fielen und ihr Leben für die Krone opferten. Die meisten wurden anonym in die Schützengräben geworfen. Wir wollen uns nicht damit begnügen, die Bedingungen zu erforschen, unter denen die Soldaten tagtäglich an der Front gelebt haben. »No man's land« bedeutet mehr: All jenen unbekanntem Soldaten eine Identität und Biografie zu schenken, deren Leichname wir in den Schützengräben von einst finden.

Sie sollen nicht dem Vergessen anheimfallen. Lassen Sie mich hinzufügen, dass meine Einheit auch deshalb so eifrig damit beschäftigt ist, der Geschichte von Schützengräben und Soldatengräbern nachzuspüren, weil die Bürger des Königreichs den im ›Great War‹ Gefallenen ein Gefühl tiefer Verbundenheit entgegenbringen. (Denn Großbritannien, *Great Britain*, braucht eben auch einen ›Great War‹!) Bitte verstehen Sie, dass diese Aufgabe nicht einfach ist. Bei der Entdeckung des Grabes eines unbekanntes Soldaten überkommen einen immer gemischte Gefühle. Einerseits ist es ein großer Erfolg, egal ob der Soldat Türke oder Brite, Deutscher oder Franzose war. Denn unsere Arbeit beginnt genau dort, mit der Feststellung der Identität der Person, die wir finden. Nur dann können wir die Angehörigen des Soldaten anrufen und ihnen mitteilen, dass der als verschollen geltende Gefallene doch noch in allen Ehren bestattet werden kann. Andererseits möchte ich Ihnen nicht verhehlen, dass die Entdeckung von menschlichen Knochen, die jahrelang vergessen in Soldatengräbern lagen, immer sehr aufwühlend ist. Um Ihnen ein anschauliches Beispiel zu geben werde ich Ihnen erzählen, was sich vor zwei Tagen ereignet hat. Eine wirklich unangenehme Sache. Immerhin steckten wir mitten in der Befreiung des Irak (ist er also doch nicht besetzt?!), des Südirak, mitten in einer neuen Expedition, um genau zu sein. Sie stand unter dem Motto: ›Finding the Fallen‹. Wir begannen, die Leichname der Soldaten zu untersuchen. Diesmal nicht, weil man sie in den Schützengräben zurückgelassen hatte, sondern weil die Gräber, in denen sie seit vielen Jahren lagen, zerstört worden waren. Und zwar nicht nur in Bagdad. Dort hatte man den Englischen Friedhof dem Erdboden gleichgemacht und an seiner Stelle ein Mädchenkolleg gebaut – stellen Sie sich vor: ein Mädchenkolleg! Wie kann man die Toten nur so gering schätzen! Wo auch immer man im Süden Ihres Landes heutzutage hinschaut, fällt der Blick auf zerstörte Friedhöfe: in Basra, in Kut, in Nassaria. Die Gräber der Soldaten sind zerstört. Räuber, Diebe, Pöbel, Gesindel – verzeihen Sie – haben die schwarzen Steinplatten gestohlen, die die Namen der Opfer der

Krone trugen. Schlimmer noch: beim Öffnen der Gräber haben sie sich nicht damit begnügt, die Knochen der Toten zu stehlen, die sie, wie man hört, für irgendwelche Hexenbräuche verwenden. Sie haben alles mitgehen lassen, was mit den Soldaten begraben worden war. Keine Ahnung, was sie damit anfangen wollen. Stellen Sie sich vor, sie haben Hundemarken, Brotbeutel, Sardinenbüchsen, Patronen, Lumpen, Soldbücher, Uniformtücher, Tücher zum Polieren der Stiefel gestohlen – alles, was dem Archäologen und Militärhistoriker helfen könnte, den Begrabenen mitsamt seinen Knochenresten zu identifizieren und gegebenenfalls in der Nähe seiner Angehörigen zu begraben. Um die Zerstörung vollkommen zu machen, haben sie auch ein paar dort verscharrte kleine Fässer mitgehen lassen, die zweifellos einmal giftige Gase enthielten. Die Räuber, die dieses Risiko eingingen, wussten nicht, welchen Schaden sie sich selbst zufügten. Trotzdem, glauben Sie mir: eine Zerstörung wie die des Friedhofs in Ihrer Stadt hätte ich mir nie ausgemalt.

Der Friedhof Ihrer Stadt, meine sehr verehrten Herren, ist der schönste Friedhof im Süden unseres Reiches. Auf diesem Friedhof haben die geschicktesten Gärtner gearbeitet. Ihre Namen hat man in goldenen Lettern in das Archiv des Ministeriums für die Friedhöfe Britanniens eingetragen. Was schließlich geschah, ist eine Beleidigung des Erbes jener guten und mutigen Männer aus dem Süden, die mit uns arbeiteten und zwischen Muslimen und Christen nicht unterschieden. Sie starben ruhigen Gewissens, begegneten ihrem Herrn mit offenem Herzen – und würden sie auferstehen, könnten sie ihren Augen nicht glauben, denn alles, buchstäblich alles wurde herausgerissen und entfernt. Meine sehr verehrten Herren, während die zuständige Einheit die Knochen der Soldaten einsammelte, um die Klassifizierung vorzubereiten, stießen sie zufällig auf ein Grab, das nicht angetastet worden war. Als hätten die Diebe es nicht zerstören wollen. Alles deutet darauf hin, dass es sich um eine wichtige Persönlichkeit handelte, einen General aus der britischen Armee beispielsweise, dem die Bewoh-

ner der Stadt eine besondere Ehrerbietung entgegenbrachten. Was die Aufmerksamkeit unseres Trupps erweckte, war die Tatsache, dass man das Grab jahrelang mehr gepflegt hatte als die anderen Gräber. Die Totengräber hatten offensichtlich auch den Platz etwas abseits der übrigen Gräber mit Bedacht gewählt. Dieses Grab lag an einem schwer auffindbaren Ort, in der Nähe des Platzes, an dem das alte Steinhaus steht. Ein kleiner Jasminbusch wuchs auf ihm, in den Grabstein war ein wunderschöner poetischer Satz gemeißelt, den man nur schwer vergisst: ›Das Gras singt über den stillen Gräbern«. Anscheinend stammte dieser Jasminbusch ursprünglich nicht vom Englischen Friedhof, sondern war von einem anderen Ort hierher verpflanzt worden. Vielleicht sollte er einen Hinweis auf das Grab geben. Was uns erstaunte, war, dass der Grabstein erst vor Kurzem behauen oder sagen wir: bearbeitet worden war. Der Name darauf erstaunte nicht nur uns, sondern auch die britische Regierung. Wir riefen das Verteidigungsministerium an und sprachen mit Minister Sir Geoff Hoon persönlich. Wir telefonierten mit dem Ministerium, das für die der Krone unterstehenden Friedhöfe auf dem Boden des ehemaligen Empires zuständig ist und zum Archiv des Imperial War Museum in London gehört, dem auch unsere Einheit untersteht. Ja, wir zogen sogar die seriöse britische Zeitung *Times* zu rate. Aber alle waren höchst verwundert. Keiner wollte glauben, dass dort tatsächlich der Mann liegen sollte, dessen Name auf dem schwarzen Stein unter dem erwähnten Vers stand: Sir T. S. Eliot! Unseren Informationen zufolge gilt es als erwiesen, dass Herr Eliot die letzten Jahre mit seiner ältesten Tochter in der Altstadt von Jerusalem lebte. Dort gab er unter dem Titel *Zwischen dem Paradies von Amaria und Samaria* einen Gedichtband heraus, bevor er am 4. Januar 1965 im Alter von sechsundsiebzig Jahren in London verstarb. Es ist unmöglich, dass er in Ihre Stadt zurückgekehrt ist. Der Besuch des Irak wäre nach dem Militärputsch vom 14. Juli 1958 ohnehin für jeden Briten ein großes Abenteuer gewesen. Wie wäre es also erst einem Landsmann von seinem Format ergangen? Ich weiß, dass dies ein Scherz sein muss, mit

dem uns jemand beleidigen wollte, oder ein Verbrechen, das vertuscht werden soll. Aber wir werden den Übeltäter gewiss finden.

Sehr verehrte Herren Anwesenden, ich weiß, dass Sie gegen die anstehenden Arbeiten sind. Aus diesem Grund haben wir Sie eingeladen: um mit der Elite dieser Stadt zu diskutieren und Ihre konstruktiven Vorschläge anzuhören. Im Interesse beider Seiten soll eine Grundlage für die Zusammenarbeit gelegt werden, damit die Missverständnisse aus der Welt geschafft werden, die vor etwa einem halben Jahrhundert zwischen unserem Königreich und Ihnen entstanden sind.

Meine Damen, sehr verehrte Fräuleins (ich weiß zwar nicht, welche Damen und Fräuleins ich meine, da es hier ja gar keine Frauen gibt), also, meine Herrschaften: Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!«

Vierundzwanzigster Entwurf

Dies ist die Rede, die der Offizier in Zivil, Ezra Pound, hielt – Historiker, Archäologe und Leiter der Einheit »No man's land«. Diese Einheit untersteht dem britischen Militärmuseum und dem Verteidigungsministerium und gelangte mit der britischen Armee nach Amaria. Er hielt die Rede vor Aufnahme der Grabungsarbeiten, am 11. November, auf der Eröffnungfeier einer Fotoausstellung, die die Briten an dem Ort ausrichteten, wo früher das von den Engländern erbaute staatliche Gästehaus lag. An der Stelle zweigt auch der Mischarah vom Tigris ab. Der Offizier in Zivil war ein großer Mann, der mich an General Townshend erinnerte, den ersten britischen Kommandanten, dem in der Vergangenheit die »Ehre« zuteil wurde, Amaria zu besetzen. Ich hatte ihn auf alten Fotos gesehen, die mein Großvater von der Eröffnungfeier des Englischen Friedhofs vor etwa neunzig Jahren aufbewahrt hatte. Lebte mein Großvater noch, würde er zweifellos sagen, dieser Mann sei ein Sohn von General Townshend, obwohl er einen anderen Namen trug. Namen haben meinem Großvater nie viel bedeutet, sonst hätte er Mister Eliot nicht immer nur »Sahib« – Herr – ge-

nannt! Aber leider weiß mein Großvater nicht, dass die englischen Militärs einander ähneln. Vor allem die hochrangigen Offiziere ahmen einander im Lauf der Jahre in Erscheinung und Lügen einfach nach. General Maude, der die britischen Streitkräfte beim Einmarsch in Bagdad am Ende des Ersten Weltkriegs anführte, sagte den Irakern: »Wir sind als Befreier gekommen, nicht als Eroberer.« Noch bevor die Tinte seiner Rede getrocknet war, wurde er vor Anbruch des nächsten Tages der uneingeschränkte Herrscher über Bagdad. Und auch der Mann, der jetzt vom Podium herabstieg, log offensichtlich, ohne mit der Wimper zu zucken. Er erklärte, sie hätten ein Grab gefunden. In Wahrheit handelte es sich um eine offene Grube. Ich hatte sie bei meinem ersten Besuch auf dem Friedhof gesehen: Alle Merkmale, die er diesem Grab zuschrieb, gehörten der Vergangenheit an. Warum hielt er die Menschen zum Narren? Wusste nicht jeder, dass dort Major Cowley lag und nicht T. S. Eliot? Und dass der Vers auf dem Grabstein ein Geschenk von Mister T. S. Eliot an seinen Freund, den Major, war, eine charmante Geste, weil dieser – so munkelte man über den englischen Herrn – ihm das Dichten beigebracht hatte? Oder wollte er die Reaktion der Anwesenden auf die Probe stellen? Herausfinden, ob einer einwarf: »Das stimmt nicht! Und selbst der Leichnam von Major Cowley, der einst dort lag, liegt schon seit dann und dann nicht mehr an seinem Platz!« Ich weiß es nicht! Vielleicht wirkte er deshalb etwas verwirrt, als er von dem Podium herabstieg. Er nahm ein Tuch aus der Tasche und wischte sich den Schweiß von der Stirn, als hätte er gerade zum ersten Mal gelogen. Ich weiß nicht, welchen militärischen Rang er innehatte. Er trug ja Zivilkleidung, weil er – wie er sagte – Offizier der Einheit für militärische archäologische Grabungen »No man's land« war. Man kennt diese Art Offizier aus Filmen oder Zeitschriften; sie sprechen die Landessprache besser als die Einheimischen. Er trug elegante Khakikleidung, die man ihm wohl erst wenige Minuten zuvor frisch gebügelt hatte. Auf dem Kopf saß, etwas schräg, eine Art Militärbarett. Um den Hals hatte er ein Tuch, obwohl die Temperaturen im November immer noch

recht hoch waren. Er hatte natürlich nicht vergessen, sich eine rote Plastikblume an den Anzugkragen zu stecken, wie es die Engländer am Remembrance Day zu tun pflegen. Aber der Mann, der mit der sympathischen Kleidung und dem unter den Arm geklemmten Stock den Eindruck erwecken wollte, er habe ein ziviles Amt inne, war eher ein Militär. Mit seinem Auftreten schien er, wenn auch ungewollt, den Gästen das Idealbild eines britischen Soldaten vorzuführen. Er wollte zeigen, dass er auch in Zivilkleidung seinen Dienst an der Krone erfüllte. Er mochte Anfang sechzig sein, anders als der zivile Verwalter der Stadt, Rory Stewart. Wie man hörte, war dieser erst Anfang dreißig und hatte vorher in Afghanistan gedient und in der britischen Botschaft in Iran gearbeitet. »Stellen Sie sich das mal vor: da setzen die uns so einen Grünschnabel vor die Nase!«, beantwortete der Taxifahrer in dem Dolphin, der mich in Bagdad abholte, meine Frage, wie die Bevölkerung der Stadt zu den Engländern stehe. Wütend erzählte er mir, wie jung der Verwalter, wie »lächerlich« seine Erscheinung sei. »Mit seinen zerzausten Haaren und dem roten sommersprossigen Gesicht sieht er aus wie ein auf Holzkohle gegrilltes Huhn.« Der Taxifahrer begriff nicht, warum uns die Engländer jemanden schickten, der Persisch sprach, aber kein Arabisch. Wenn ich dem Gerede der Leute über Rory glaubte, wirkte er in seinem dunkelgrauen Anzug, dem blauen Hemd und der lilafarbene Krawatte sogar im August wie jemand, der im Urlaub war und den Rat eines britischen Reiseführers befolgte. »Er verkörpert die Gedankenlosigkeit und Geringschätzung der Briten für die Bewohner ihrer ehemaligen Kolonien«, fügte der Taxifahrer hinzu. »Es ist nicht zu fassen, dass sie einen dreißigjährigen Kerl, mit so wenig Erfahrung in Verwaltung und Diplomatie, der nicht mal die Landessprache spricht, als Verwalter von beiden Städten im Süden, Amara und Nassaria, eingesetzt haben. Zwei Städte, die zum Inbegriff der Zerstörung im ganzen Land geworden sind!«

Fünfundzwanzigster Entwurf

Was mein Vater mir seit meiner Ankunft in der Stadt immer wieder sagte, hatte sich bestätigt: »Die Engländer sind wie Ziegelsteine – je älter sie werden, desto härter werden sie. Darin unterscheiden sie sich von anderen Menschen. Je mehr die anderen sich auf die Gegenwart zubewegen, desto mehr sind die Engländer der Vergangenheit zugewandt. Hast du ihre Patrouillen gesehen, die durch die Hauptstraße, die Tigris-Straße, marschieren? Sie kommen immer zur selben Stunde, immer auf demselben Weg. Sie kommen jeden Morgen aus ihrem Lager Abu Nadschi im Muallimin-Viertel, überqueren die neue Brücke und biegen in die Tigris-Straße ein. Sie durchqueren die Stadt, bis sie die Präfektur erreichen und kehren daraufhin in ihr Lager zurück. Wenn man sie fragt, was es mit diesen Patrouillen auf sich hat, wenn sich gleichzeitig die bewaffneten Milizen weiter vermehren – ob es auf eine gute Beziehung zu den Einheimischen schließen lässt, weil die Milizen täglich Unmengen neuer Waffen einführen dürfen –, dann antworten sie, dass sie ihre Arbeit wie in der Vergangenheit verrichten und sich gut mit den Bewohnern des Südens verstehen. Aus Respekt vor ihren Bräuchen mischen sie sich nicht in deren Angelegenheiten ein. Und wenn ein paar von ihnen mit Waffen in das Stadtkino eindringen, um dort Trauerprozessionen und Geißelungen zu veranstalten, dann handelt es sich dabei eben um eine dieser Traditionen. Wenn Milizen die Christen zwingen, Spirituosenläden und Kneipen dichtzumachen und mit Waffen auf Internetcafés und Videoläden losgehen, ist das natürlich auch ein alter Brauch. Und wenn die Sabäer dazu gezwungen werden, während der Aschura-Prozessionen im Trauermonat *Tazia*-Banner zu Ehren Hussains vor ihre Läden zu hängen, dann ist auch das – den Engländern zufolge – ein Teil ihrer Tradition! Als würde eine Stadt, die jahrelang problemlos vor sich hin gelebt hat, nach Eintreffen der Engländer plötzlich ihre alten Sitten wiederentdecken! Als müssten die Menschen, die ihre Arbeit verloren und ihre Kleidung und Bräuche aufgeben mussten, den Engländern danken!« Das Ergebnis: Seit dem Tag ihrer Ankunft in

der ersten Aprilwoche 2003 stehen die Engländer für meinen Vater für die allgegenwärtige Vergangenheit. Egal, ob Militär oder Zivilist, selbst der neue zivile Verwalter, der »kindliche«, den die Engländer geschickt haben, erinnerte ihn an Major Cowley, der Mitte der vierziger Jahre an Syphilis starb. Vergleicht man, so mein Vater, Fotos von den Engländern aus dem Jahr 1914 bei ihrem Einmarsch in den Irak mit Fotos von heute, kann man sehen: Sie sind Mumien, die sich aus ihren Bandagen geschält haben. Sie glauben, die Menschen hier seien in ihren Höhlen in Tiefschlaf gefallen, wie sie, und hätten sich trotz dreier grausamer Kriege, trotz Blockaden, Unterdrückung und Tod, nicht verändert. Der Schick, die saubere militärische Aufmachung, die frischen Bügelfalten, die schwarzen, spiegelblanken Stiefel, die unter die Achseln geklemmten Stöcke, die sommers wie winters um den Hals geschlungenen Tücher, die aufgesetzte Höflichkeit, die leere Behauptung, sich mit den Traditionen der Einheimischen auszukennen, Geiz und Anmaßung im Gespräch! Im letzten Punkt hatte mein Vater allerdings Unrecht. An jenem Tag plauderte Ezra Pound wirklich höflich mit den Menschen. Er wirbelte, nach links und rechts grüßend, zwischen den Anwesenden umher, als würde er jeden kennen. Sogar mir schüttelte er die Hand und fragte mich nach meinem Namen. Er stellte sich vor, erzählte, dass sein Bataillon auch zur siebten Brigade gehöre und schon seit Beginn der militärischen Operationen am 19. März 2003 im Irak sei. Leider hatten sie schon hunderte von Offizieren und Soldaten verloren. Während der letzten Ereignisse im Bezirk Madschar al-Kabir hatten einige Bewohner sie angegriffen und seine unschuldigen Soldaten getötet! Er hatte die Ausstellung, die die Briten »Erinnerung an die Stadt« nannten, organisiert, bevor diese aus ihrem Bataillon abgezogen wurden und im April 2007 auf ihre Basis im Camp Snigler in Deutschland zurückkehrten, von wo aus Nachschub kommen sollte.

»Kehrt man nach vielen Jahren zurück, ist es gut, sich wieder in derselben Stadt, zwischen den Menschen von früher niederzulassen«, sagte er und zeigte dabei auf die Gäste.

Sechszwanzigster Entwurf

Der kleine Saal, in dem die Feier stattfand, und das noch kleinere Nebenzimmer waren die letzten Räume in dem Gästehaus, in dem sich viel verändert hatte. Zuletzt war es in eine Villa für einen Kommandanten der Armee umgewandelt worden. Randalierer zerstörten es, als sie hörten, dass die englischen Streitkräfte sich dem Stadtzentrum näherten und die in der Nähe gelegene Garnison sich widerstandslos ergeben hatte. Die Soldaten legten ihre Uniformen ab und zogen Zivilkleidung an, nachdem einige hohe Offiziere des dort versammelten dritten Korps das Schlachtfeld fluchtartig verlassen hatten – unter ihnen auch der Besitzer der Villa. Die Villa war wie die meisten in den letzten beiden Jahrzehnten im Land errichteten Paläste und herrschaftlichen Häuser aus massiven Steinblöcken erbaut. Die Terrasse ruhte auf zwei massiven Marmorsäulen, die wüstensandfarben gestrichen waren. Das alte Gebäude des Gästehaus mit seiner mosaikgeschmückten Fassade und den blau gestrichenen Mauern war nicht verschwunden, sondern hatte sich in den letzten Jahren mit der gesamten an den Fluss angrenzenden Gegend in eine große Festung verwandelt. Während des Krieges mit dem Iran hatte man die Garnison gegenüber dem Gästehaus am linken Ufer des Mischarah-Flusses erweitert. Die Militärs und Verantwortlichen in der Partei und im Staat waren jedoch auch darauf bedacht, ihre Villen entlang des Geländes zu bauen, wo der Tigris mit dem Mischarah und dem Kahla zusammentrifft.

Siebenundzwanzigster Entwurf

Ich versuche, mir einen alten Ort vorzustellen, der zu einer fernen Erinnerung geworden ist. In meinem Geiste ist nichts als ein verschwommenes Bild von dem Gästehaus und den anderen Orten geblieben, nach denen ich vom ersten Tag an in der Stadt gesucht habe.

Ich wusste, dass ich keinen Bekannten treffen würde. Selbst wenn jemand aus meiner Generation dortgewesen wäre, hätten

wir kaum ein Gesprächsthema gefunden. Kannst du dich an dieses oder jenes Gebäude erinnern? An die Schule, in der wir gemeinsam die Bank gedrückt haben? Den Park, der an die Stadt grenzte und später zubetoniert und in ein Wohnviertel verwandelt wurde? Erinnerst du dich noch an die beiden Friedhöfe, den Englischen und den Indischen? Das *Hamra*-Kino, das neben dem Post- und Telegraphenamnt lag? Das *Ghazi*-Kino im Stadtpark, gegenüber dem Haus von Hanna al-Schaich Bardschuni, bevor es dichtmachte und in den achtziger Jahren in ein *Orosdi Back* verwandelt wurde? Erinnerst du dich an das *Amir*-Kino, dort wo jetzt das Stromhäuschen für das *Dschumhuri*-Krankenhaus liegt? Und die Cafés der Stadt: das *Tudschar*, das *Schanun*, das *Hussein-Barid* und das *Sajjid-Ali-al-Dschawadi*-Café? Das *Chajjam*-Kino im Sommer und im Winter, das jetzt ein Möbelhaus ist und im Monat Aschura für Trauerprozessionen und Geißelungen genutzt wird? Das *Nasr*-Kino, das – aus südlicher Richtung kommend – am Eingang zur Bagdad-Straße liegt? Erinnerst du dich an die Bagdad-Straße, die sich mit ihren alten Häusern von Norden nach Süden durch die ganze Stadt zieht, über die Kahla-Brücke mit ihren prächtigen Pfeilern hinweg? Der Suq der Goldschmiede, in dem das Café *Abu Salam* liegt, das zum ersten Mal schwarz-weiß-Fernseher der Marke »Telefunken« in die Stadt brachte? Erinnerst du dich an die moderne Buchhandlung und den Laden von Schakir al-Haschimi? Die Supermärkte der Familie al-Zain und die »Linsen« des Fotografen Salih Mahdi und früher das Fotostudio *Samira*? Erinnerst du dich an dieses und jenes? Ich war sicher, dass niemandem ähnliche Fragen in den Sinn kommen würden. Denn wer an demselben Ort bleibt, dem fallen die Veränderungen kaum auf. Wenn das Vergessen in das Gedächtnis eindringt, dient das Gedächtnis nur noch der Erinnerung der unmittelbaren Gegenwart. Man vergisst, um am Leben zu bleiben. Warum fragte mich niemand, wer ich war und warum ich mich dort aufhielt? Vielleicht wussten sie es, vermieden aber, mich danach zu fragen. Das hatten sie ja in den letzten fünfunddreißig Jahren gelernt. Sie fürchteten, jemand könnte kommen und

ihnen Fragen stellen. »Wir wissen nichts« – an diese Antwort waren sie gewöhnt. Wissen brachte die Menschen in diesem Land in Schwierigkeiten und konnte sogar den Tod bedeuten. Nur die Geflohenen und Ausgewanderten bestanden darauf, sich zu erinnern. Und wenn sie zurückkehrten, begannen sie jedes noch so kleine Detail zu überprüfen. Ich war begeistert zur Fotoausstellung gegangen, die die Briten unter dem Titel »Erinnerung an die Stadt« organisiert hatten. Wenn ich mit viel Glück jeden hilfreichen Faden aufgriffe, würde vielleicht das Bild von der Stadt, das ich all die Jahre in mir bewahrt hatte, in der Phantasie neu entstehen: Amaria lag mir am Herzen, nicht diese neue Stadt, die auf ihren Trümmern entstanden war!

Achtundzwanzigster Entwurf

»Haben Sie auch den Friedhof besucht?«, fragte mich der Offizier in Zivil. Hätte er mich nicht gefragt, wäre ich verwirrt gewesen.

»Ihr Großvater war ein guter Mann. Ich habe Fotos von ihm mit dem großen Major Cowley gesehen.« Er fügte hinzu: »Er hätte sich gewiss nicht vorstellen können, dass der Friedhof so zerstört wird. Immerhin war er einer der ersten Gärtner.«

Auch ich war vom Ausmaß der Zerstörung wie vom Donner gerührt. Am zweiten Tag nach meiner Ankunft in der Stadt stand ich im Morgengrauen auf – so wie mein Großvater, bevor er betete und sich zu seiner Arbeit auf dem Friedhof aufmachte. Ich sah sie, sobald ich den Friedhof betrat: drei junge Männer, die in der Nähe des Marmorsockels saßen, unterhalb des Kreuzes, auf dem der Satz prangte, den ich in blauer Farbe vor Jahren dorthin geschrieben hatte: »Malaika al-Dschanub – Engel des Südens«. Die drei Männer waren zunächst mit dem Zubereiten von Rauschgift beschäftigt, so schien es mir, und widmeten sich danach Gartenarbeiten. Ich verfolgte, wie sie sich mit der Mattigkeit vom Berauschten bewegten. In den Händen hielten sie das Werkzeug, um die Lotusbäume und die wenigen noch verbliebenen Dattelpalmen auszureißen. Nachdem sie Zweige, Rinde und Holz zerstückelt hatten,

legten sie ihre Beute auf einen großen Holzwagen, um sie zum Verkauf in den Suq zu bringen. Doch nicht nur das, sie rissen auch die Grabsteine heraus. »Um einen Käufer zu finden«, meinte einer von ihnen zuversichtlich. Während er sich einen Schuss setzte, fuhr er fort: »Glauben Sie nicht, wir seien Diebe. Wir nehmen nur, was uns zusteht. Und selbst wenn wir stehlen, tun wir dies bei helllichem Tag.« Dann fügte er wütend hinzu: »Was ist mit den englischen Dieben und ihren Agenten in der Regierung? Fragen Sie irgendein Kind, und es wird Ihnen die Antwort geben!«

All dies sagte ich Ezra Pound natürlich nicht. Ich fragte ihn nicht einmal, warum er im Zusammenhang mit Major Cowleys Grab lag. Ich wollte zu dem auf tote Soldaten spezialisierten britischen Historiker höflich sein. Ich war darauf bedacht, einen zufriedenen Eindruck zu hinterlassen, vor allem als er mir mitteilte, wie glücklich er sich schätze, mich kennenzulernen. Jemand hätte ihm erzählt, dass mein Großvater, »ein mutiger Mann«, Obergärtner auf dem Englischen Friedhof gewesen sei. Lebte er heute noch, würde ihn der Pöbel wegen seiner Arbeit als Gärtner für die Engländer lynchen. Seine Freude habe sich verdoppelt, als er vom MPI, dem Büro des militärischen Geheimdienstes, erfahren habe, dass er mit einem gebildeten Menschen, einem Schriftsteller, darüber sprechen könne.

»Schreiben Sie Erzählungen? Das wäre ja wunderbar, *sir!*«, sagte er.

»Ich bin immer noch ein Amateurschriftsteller«, erwiderte ich lachend.

»Wir haben nichts in dem Grab gefunden. Das einzige, was im Staub lag, war der Grabstein, wie Sie ihn auch noch kennen: mit dem Vers darauf.« Er schwieg einen Moment. »Wissen Sie, warum der Vers auf den Stein gemeißelt wurde? Wissen Sie, dass Mister T. S. Eliot darauf bestand, den Vers zu verfassen – aus Treue gegenüber seinem Freund, der ihn das Dichten lehrte?«

Ich beschloss, weiter zu schweigen, weil ich mich nicht auf das Spiel einlassen wollte, wer von uns mehr wüsste. War nicht auch ich einer der »Feinde«, von denen er gerade erst gesprochen hatte?

Neunundzwanzigster Entwurf

Der Offizier in Zivil erzählte mir, dass trotz allem das Ausheben von Gräbern ein Teil seiner Arbeit sei. Die Funde würden allerdings nicht dazu ausreichen, um eine würdige Bestattung durchzuführen. Abgesehen von dem Grabstein habe man nichts weiter entdeckt. Er begreife nicht, warum jemand mit Knochen, die seit mehr als einem halben Jahrhundert in der Erde ruhten, sein Spiel treiben müsse. Er rief einen seiner Soldaten, der ihm den Grabstein brachte. Dieser Stein war sorgfältig in ein Stück lila-orangerfarbenen Samt gewickelt. Die Farbe erinnerte mich an den Chevrolet Sedan Deluxe, Modell 1951, das letzte Auto, das der Vertreter der Firma Chevrolet in Amaria meinem Vater verkaufte, bevor er die Stadt verließ: Chaduri Levi.

»Vielleicht sagt Ihnen wenigstens das Samttuch etwas?«, fragte er mich.

Ich verneinte. Ich hatte keine Lust, mit ihm über den Chevrolet zu reden. Denn auch er war zu einem Teil meiner alten Erinnerungen an das zerstörte Amaria geworden. Mein Vater hatte ihn auf einer seiner Reisen in Bagdad gelassen, als Militärpanzer am 8. Februar 1963 wochenlang alle Zufahrten der Stadt blockierten. Ich begnügte mich damit, ihm den Grabstein zurückzugeben.

»Wir würden uns freuen«, sagte Ezra Pound, »wenn Sie uns mit Ihren Kenntnissen über die Stadt bei der Suche nach den Knochen helfen könnten. Die Familie des Majors soll den Leichnam wenigstens anständig bestatten können!«

Er wusste, dass mein Großvater nicht mehr lebte. Da er so umständlich von dem Grab erzählte, dachte er jedoch vielleicht, mein Großvater hätte mir vor seinem Tod irgendein Geheimnis anvertraut oder ich selbst hätte gesehen, wie jemand die Knochen des Majors entfernte.

»Gibt es etwas Besseres als das Gedächtnis eines Schriftstellers, um die Geschichte einer Stadt kennenzulernen?«, fragte er und klopfte mir jovial auf die Schulter. »Sicher kennen Sie sich mit den

Details bestens aus, um eine Geschichte zu schreiben, die des großen Majors würdig ist? Was meinen Sie?«

Dreißigster Entwurf

Warum wollte Ezra Pound, den ich von jetzt an nur noch »den Offizier in Zivil« nennen werde, überhaupt die vom Empire vernachlässigten Gräber ausheben? Warum konnte er dieser Tätigkeit, auf die er so stolz war, nicht in anderen Gegenden nachgehen, wo die Gräber der Engländer noch ihre alte Pracht bewahrt hatten und ihre Pflege der Marktwirtschaft unterworfen war? Gab es nicht genügend hingeworfene und sich selbst überlassene Knochen, um ihm Arbeit für die nächsten Jahre zu verschaffen? Gab es nicht tausende von Opfern, die man – absichtlich oder versehentlich – hatte liegen lassen? Selbst wenn die Gräber leer waren – was war mit den Munitionen, die man dort gelassen hatte? Hatte er nicht gesagt, es gäbe in den Dörfern Europas vom Ende des »Great War« noch dreißig Millionen Munitionen und Millionen von leeren Fässern verschiedener Größen? Diese Fässer enthielten einst Senfgas und andere Gase. Hunderttausende von Soldaten verschiedener Nationalitäten wurden vergiftet, Soldaten, die wie rasende Stiere an die Front geschickt wurden, menschlicher Abfall, den die Archäologen und Historiker später nicht fanden! Warum bestehen die Engländer darauf, sich mit der Kriegsgeschichte abzugeben? Wenn sie schon die Geschichten vom Krieg nicht hören wollten, was war dann erst mit jenen anderen Soldaten, die in den Gefechten Großbritanniens gefallen waren, als es noch ein großes Reich war? Die Soldaten der Kolonien, die unter der Flagge der Krone getötet wurden, Inder, Asiaten, Aborigines? All jene, die als Soldaten und Köche in der Armee dienten und die die Menschen bei uns »Girga-Soldaten« nannte? Warum gibt es keine schwarze Tafel mit ihren Namen auf dem zweiten Friedhof? Warum ist immer nur die Rede vom Englischen, nie vom Indischen Friedhof? Warum muss es auch noch im Tod eine Unterscheidung geben: die Engländer auf einem Friedhof, ihre Diener, die Girga, auf dem anderen?

Einunddreißigster Entwurf

Ich stand an dem großen schmutzigen Fenster mit der zerbrochenen Scheibe und schaute auf die andere Seite des Mischarah. Verwüstung und Müll, sonst nichts. Ein paar Tiere zogen dort friedlich umher, auf der Suche nach Essbarem. Zum ersten Mal sah ich Schafe Seite an Seite mit wilden Hunden.

»Es gibt nichts mehr, das an die alte Stadt erinnert!«, sagte der Offizier in Zivil, bevor er ein Gespräch mit einem Kollegen anknüpfte.

»Du wirst allein dort sein«, hatte mein Vater mich gewarnt, bevor ich mich entschloss, der Einladung nachzukommen. »Du wirst keinen einzigen Bewohner aus Amaria dort antreffen.« Die Einladungen, die die Kontaktperson zwischen dem Verwaltungsrat der Präfektur und den britischen Streitkräften versendet hatten, beschränkten sich auf »die Elite der Stadt«. Irgendjemand musste meinen Namen vorgeschlagen haben, vermutlich Laith. Aber das erzählte ich ihm nicht. Ich wollte ihn nicht noch mehr erschüttern. Ja, Laith, Experte für Militärschläge, mit seinem Freund Fauzi die Pest, mit dem er sich diesmal die Ehre teilte, für die Sicherheit der Stadt zu sorgen. »Welche Elite?«, fragte mein Vater spöttisch. »Die Ureinwohner der Stadt sind doch vor Jahren ausgewandert!« Als ich ihm erklärte, dass ich vielleicht einige ihrer Nachkommen treffen würde, erwiderte er: »Das ist ja das Problem. Du wirst die Söhne der neuen Stadt treffen, nicht die der Altstadt!« Er wusste, wie sehr ich an der Altstadt hing. »Warum kommst du nicht mit?«, fragte ich ihn. »Ich möchte dir die Überraschung nicht verderben«, sagte er. »Du weißt ja, dass ich nichts unkommentiert lassen kann. Wenn du allein bist, kannst du unzensiert nachdenken.« Er lachte. »Ich bin das Gewissen Amarias.« Auch diese neue Stadt würde verschwinden und an ihrer Stelle eine andere Stadt entstehen, die das wenige ausmerzen würde, das von Amarias Altstadt noch übrig blieb. Für meinen Vater hatte dies am 22. September 1980 begonnen – dem Tag, an dem der irakisch-iranische Krieg ausbrach, der »erste irakische Weltkrieg«, wie er ihn nannte. »Willst du dieses

Datum denn vergessen?« Danach hatte sich die Stadt in eine Kaserne verwandelt. Ein Kriegsschauplatz war sie schon vorher, mit all ihren Ecken, Winkeln und Vororten, nahen und fernen Distrikten, vor allem die Gebiete an der iranischen Grenze. Die nächste Front war Uzir. Aus diesem Grund beschloss die Regierung, die Familien aus Uzir zu evakuieren und mitsamt ihren Kamelen, ihrem Vieh und ihren Haustieren in die Stadt umzusiedeln. Die Auswirkungen kann man bis heute in den an das englische Lager »Abu Nadschi« grenzenden Vierteln sehen, wo früher der örtliche Sportplatz lag. Wer diese Viertel besucht, sieht aschgraue moderne Gebäude, vor deren Toren Kühe und Lasttiere weiden. Die Bewohner von Uzir ließen ihre Häuser zurück, die als Schlafkasernen für Soldaten genutzt wurden. Als der Krieg 1988 endete und die Familien in ihre Häuser zurückkehrten, mussten sie feststellen, dass die Gäste, die Soldaten, sie vollkommen ausgeplündert hatten. Was für ein Schock! Die Bewohner von Uzir sagten sich: Wenn der Staat und die Armee uns bestehen, warum holen wir uns dann unser Hab und Gut nicht auf demselben Weg zurück? Sie marschierten in die Stadt und griffen zu, sobald sich ihnen die Gelegenheit bot. Ebenso verhielten sie sich vor acht Monaten, als das Bataillon der siebten Brigade der britischen Armee eintraf.

Zweiunddreißigster Entwurf

Der Offizier in Zivil erzählte mir, wie er vom ersten Tag seiner Ankunft an darüber nachgedacht habe, eine Fotoausstellung zu veranstalten, die die Gegenwart und Vergangenheit der Stadt reflektieren sollte. In einem Buch sollten die Spuren von gestern in zwei parallelen Linien verfolgt werden: die der historischen Information und die der Bilder. Sein »historischer« Eifer hatte ihn bewegt, sich den britischen Streitkräften anzuschließen, als sie am 7. April 2003 in die Stadt einmarschierten. Er lehnte es ab, in Basra zu bleiben, und wollte unbedingt nach Amaria kommen, wovon er schon in seiner Kindheit so viel gehört hatte. Aber ihn überkamen Zweifel, ob sich sein Vorhaben verwirklichen lassen würde. Er hatte

nicht erwartet, innerhalb von wenigen Wochen an die Fotografien zu gelangen! Er hatte sie auf dem Computer gespeichert, um sie in einem Buch zu veröffentlichen. Und er hätte nichts dagegen, wenn ich das Vorwort schriebe! Es könne nichts Besseres geben, als wenn ein hier geborener Schriftsteller das Vorwort zu einem bebilderten Buch schriebe. Er redete mit mir, als sei selbstverständlich, dass ich zustimmen würde. Sicher hatte er in meinen Augen Anzeichen von Nostalgie entdeckt, als wir auf die wie Schätze aus dem Nichts hervorgezauberten Bilder zugingen. Die alten Schwarzweißfotos an den Wänden waren – nach dem Willen des Offiziers in Zivil – entsprechend ihrer zeitlichen Abfolge und den historischen Ereignissen angeordnet worden. Er hatte auch Wert auf eine passende Beleuchtung gelegt: wenig natürliches Licht im Inneren des Saals, dafür viel Dunkel, indem man die Vorhänge an den großen Fenstern geschlossen hielt. Er erzählte, dass er sogar die Mühe auf sich genommen habe, das Einverständnis der Elektrizitätsverwaltung in Basra einzuholen, um vom zentralen Elektrizitätswerk in der Nähe der Erdölfelder von Bazirgan an der iranischen Grenze einen großen Generator zu erhalten. All diese Strapazen, um die Ausstellung von den gewohnheitsmäßigen Stromausfällen zu verschonen, die im Schnitt drei Stunden dauerten. Während der Ausstellungszeiten sollte Strom verfügbar sein, damit die Besucher die Bilder deutlich sehen könnten.

Dreiunddreißigster Entwurf

Wann immer der Offizier in Zivil vor einem neuen Foto stehen blieb, leuchtete sein Gesicht auf. Er wurde von Mal zu Mal begeisterter, als würde jedes Bild Erinnerungen wachrufen. Er wollte die in den Bildern verborgenen Geheimnisse nicht gleich offenbaren, sondern sprach umständlich, als würde er eine Geschichte erzählen. Vielleicht war das seine Art, zu dem Bild zu gelangen, das er als Nächstes enthüllen würde. Aber nicht so schnell. Endlich hatte er einen Gefährten gefunden, der die Bilderreise mit ihm antreten würde – meinte er. Wie recht hatte mein Vater doch gehabt! Außer

dem Offizier und mir hatte kein einziger Sohn der »Elite« der Stadt Interesse gezeigt.

Nachdem er sich von seinem Kollegen in Militäruniform verabschiedet hatte, führte der Offizier mich enthusiastisch durch die Ausstellung. »Schauen Sie«, sagte er. »Dies ist ein Foto von General Townshend, als er die Leitung der sechsten Abteilung der britischen Streitkräfte im Süden von Qurna empfangt, bevor er auf Amaria marschierte, um die Türken zu vertreiben. Hier ein Foto mit seinen Soldaten, einmal während des Angriffs auf das erste Ziel, den Bach ›Barbach‹, einmal beim zweiten Ziel, ›Abu Aran‹, in der Nähe von Uzir, und einmal beim dritten Ziel, ›al-Ruta wa Mazibla‹, vor den Toren Uzirs. Dieses Foto zeigt seine Ankunft im Bezirk Uzir am 1. Juni 1915. Schauen Sie: Auf diesem Foto besucht er das Grab des Propheten Uzir. Er spricht mit dem Pförtner des jüdischen Tempels. Sehen Sie die Freude auf den Gesichtern der Tempelwächter? Und hier: ein Foto mit seinen Soldaten, die auf der Seite der Qalat Salih-Zitadelle in die Stadt eindringen. Auf jenem Foto betrachtet der General die Trümmer der türkischen Schiffe ›Marmaris‹ und ›Babel‹ – nach dem Rückzug der türkischen Armee. Schauen Sie sich dieses Bild an: Hier steht er an dem türkischen Schiff ›Mossul‹, das die Flotte der Krone im Handumdrehen erbeutete. Und hier Bilder von den britischen Schiffen ›Komet‹, ›Schaitan‹, ›Samana‹ und ›Luis Jalli‹, die die Schiffe der Türken bis Qalat Salih verfolgten. Und auf diesem Foto fährt General Townshend am 4. Juni 1915 an Bord eines Schiffes mit nur vierzig Soldaten in Ihre Stadt ein. Und hier endlich nimmt er freundschaftlich die Schlüssel Ihrer Stadt in Empfang.«

Ja, es handelt sich in erster Linie um militärische Fotos. Die Soldaten tragen Knickerbockers, die sicherlich fremd auf die Einheimischen wirken. Aber dem Offizier in Zivil zufolge begriffen die Menschen erst später, dass sie sie der Hitze wegen trugen, als sie gewahr wurden, dass die Soldaten nicht als »Eroberer« gekommen waren, sondern als »Befreier« von den osmanischen Tyrannen. »Schauen Sie sich dieses Bild an: Bei einem Gastmahl zu seinen

Ehren trifft General Townshend die Würdenträger der Stadt. Sehen Sie seinen Hund? Sein ganzer Stolz. Das ging so weit, dass er ihn in die Gefangenschaft nach Istanbul mitnahm. Zu dem Treffen mit den Würdenträgern brachte er ihn trotzdem nicht mit, weil er die Gefühle der Einheimischen nicht verletzen wollte. Hier sind die geladenen Familien: Dschabbar Swadi in Kahla, bevor er Polizeichef wurde, Schaich Muhammad al-Arabi, Schaich Ghadban al-Bunnaja, Schaich Madschid al-Chalifa – alle sitzen sie mit dem General zusammen. Und sehen Sie, wie ein jeder sein wertvolles Geschenk in Empfang nimmt? Ein rot gefüttertes Holzkästchen mit kubanischen Zigarren. Hier sitzt der General mit den Granden der Stadt: mit der Familie Hanna al-Schaich Michail und der Familie Bait Bardschuni, bevor sie sich zu einer Familie zusammenschlossen. Mit Bait Aschir al-Tachta, dem Besitzer der größten Geschäfte der Stadt. Oder schauen Sie sich diese Bilder an: kleine, mit Kohle betriebene Schiffe, die zwischen Bagdad und Basra hin und her fahren. Hier ist ein Foto des Schiffes ›Dscholnar‹, dessen Geschichte berühmt wurde, weil es eines Tages die Blockade von Kut durchbrach, die von General Townshend verhängt worden war. Es war von Amaria nach Bagdad unterwegs, wurde aber leider von den Türken zerstört, bevor es Kut erreichte. Die Garnison der Soldaten unterwarf sich, der General wurde nach Istanbul in Gefangenschaft gebracht. Glücklicherweise erlaubten ihm die Türken, seinen Hund mitzunehmen. Jetzt gelangen wir zu jenem Teil der Stadt, der sich seit der Ankunft des neuen Verwalters stark entwickelt hat: des eleganten Major Cowley, dessen Namen die Menschen liebevoll aussprechen. Hier ist ein Bild vom Amerikanischen Krankenhaus, dem auch die Schule für Krankenpflege angegliedert ist. Schauen Sie sich die Kirche an, die früher die frohe Botschaft verkündete und für die Versorgung der Kranken aufkam. Hier wiederum ist ein Bild von der Eisenbahn, vom einzigen Bahnhof, der je in der Stadt gebaut wurde. Zuerst, um Waren und Nachschub für die britische Armee zu transportieren, später für den Handel mit der Stadt. Bevor der Bahnhof schließlich zerstört wur-

de, war er tagtäglich sehr belebt. Dies ist ein Foto von der Sirene, die im Bahnhof hing. Sie kündigte jeden Tag die Ankunft des Zuges aus Basra an. Schauen Sie sich die Bataillone der Armee an, die angerückt waren, um den Offiziersputsch vom 21. März 1941 in der Garnison Schibana niederzuschlagen. Wie sich die Nazi-Offiziere dem Major unterwerfen! Und wie der General Dawson Major Cowley, dem Verwalter des Südens, den Orden Ihrer Majestät verleiht. Der General war sehr stolz auf seinen Mut. ›Ich übertrage Ihnen die Herrschaft über die Stadt‹, sagte er. ›Weil niemand Ihnen in Klugheit und Erfahrung überlegen ist.‹ Schauen Sie, wie der Major gekleidet ist, wie gut er selbst in Zivilkleidung aussieht, die er viel lieber trug. Aber er blieb dabei immer ein Militär. Merkwürdig, dass ihn die Bewohner der Stadt ›Offizier in Zivil‹ nannten. Und er hatte recht. Schauen Sie genau hin: wie elegant er selbst im Tod war. Auf allen Fotos, die Sie von ihm sehen, hat er seine Anzüge sorgfältig ausgewählt und ist gut frisiert. Sogar die Art, wie er sein Tuch sommers wie winters um den Hals band, zeigt seinen Stil. Und wie er erst mit den unterworfenen Offizieren zusammenarbeitete! Wenn er nicht so liebenswürdig gewesen wäre, ein wahrer Gentleman, hätte man ihn sicher hinterrücks ermordet. Er starb durch Verrat, weil man über ihn verbreitete, dass er vergnügungssüchtig sei und Umgang mit Zigeunerinnen pflege. Dabei hing er so sehr an der hiesigen Bevölkerung, dass er darauf bestand, hier, auf dem Englischen Friedhof, bestattet zu werden. Sogar seine Familie war dagegen. Sie wussten, wie mühsam der Besuch seines Grabes sein würde. Sehen Sie, wie Oberst Dschabbar Swadi an seinem Krankenbett steht und ihm vor seinem Tod etwas ins Ohr flüstert? Und jetzt«, sagte er mit leiser Stimme, »wechseln wir zum zweiten Teil der Ausstellung. Verzeihen Sie, wenn meine Stimme zittert. Die Erinnerung an den Tod des Majors ist nach wie vor schmerzlich. Und nicht nur für mich, sondern für alle Kollegen der Einheit ›No man's land‹. Ein unersetzlicher Verlust. Wenn Sie seine Familie gesehen hätten, die jahrelang weinte, dann könnten Sie sich vorstellen, wie seine Enkel sich fühlen. Sie mussten aufwach-

sen, ohne ihn je lebend zu sehen oder sein Grab besuchen zu können! Verzeihen Sie, ich schweife ab. Gehen wir weiter zu den nächsten Bildern. Die Bilder der Gefangenen der Nazi-Offiziere und des Krieges können Sie vergessen. Jetzt kommen wir zu den anderen: Bilder von Kultur und Menschen – das Wiedererwachen unter dem neuen zivilen Verwalter. Sehen Sie hier: Bilder von Schilfhäuschen, in denen die mandäische Sabäer am Flussufer lebten. Und hier Bilder von Häusern aus Holz und Wellblech, die auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses entstanden. Dort fanden diejenigen Unterschlupf, die zum Arbeiten in die Stadt kamen: Chaldäer, Assyrer, Armenier, Tell Kaifin, Kurden, Jeziden, Iraner. Während der Fischfangsaison fanden auch einige Fischer dort Unterschlupf, später wohnten nachts Schmuggler dort. Jetzt kommen wir zu den Bildern, die religiöse oder schulische Festivitäten wiedergeben: die Abschlussfeier der Krankenpfleger und Krankenschwestern und das Picknick auf dem Englischen Friedhof. Schauen Sie sich die Fotos des Englischen Friedhofs an: welch eine Schönheit! Die hohen Lotusbäume, die üppigen Palmen! Hier in der Ecke sehen Sie den weißen Marmorsockel, auf dem sich das massive Kreuz erhebt. In diesem kleinen Brunnen, dem einzigen auf dem Friedhof, pflegte Ihr Großvater täglich in voller Montur zu baden. Der Major ordnete an, in der Nähe, bei den Jasminbüschen, begraben zu werden. Und jetzt hat er weder ein Grab noch findet man die Überreste seiner Knochen! Man hat seinen Leichnam gegen einen anderen eingetauscht, dessen Identität man nicht kennt! Entschuldigen Sie, bitte stören Sie sich nicht an meinen Worten. Sicher bereitet es Ihnen Kopfschmerzen, über Tod und Gräber zu sprechen. Jetzt kommen wir zu anderen Bildern, Bildern aus der Innenstadt. Begleiten wir diejenigen, die in alten Taxis oder auf Fahrrädern fahren, die in den Cafés sitzen und Wasserpfeife rauchen, Möbelstücke anstreichen, an der Corniche des Tigris spazieren gehen oder ein Schiff besteigen, um auf große Fahrt zu gehen. Schauen Sie sich das Foto der modernen Buchhandlung und ihren Inhaber Abd al-Rahman al-Rahmani und seinen Gehilfen al-Hadsch Haidar Hussain

an. Oder das kleine Büro der Zeitung *Al-Tahdhib*: An diesem großen Tisch sitzt der Herausgeber der Zeitung, Ahmad Tuhfa. Und jetzt die Überraschung: Auf diesem Bild sehen Sie eine kleine, aus drei Personen bestehende Musiktruppe. Sie singen im Gästehaus, ich glaube auf der Abschiedsfeier für Mister T. S. Eliot. Erkennen Sie den eleganten Gentleman in der Ecke vor der Truppe? Schauen Sie genau hin. Vielleicht sind seine Züge nicht deutlich erkennbar, aber betrachten Sie seinen Anzug und seine grauen Haare. Leider erkennt man auch die beiden kleinen Jungen nicht ganz deutlich, die in der Nähe der Musiktruppe stehen. Man sagt, es seien der beste Goldschmied und der beste Dichter, die die Stadt je erlebt habe. Aber leider erkennt man sie nicht so recht. Auch von dem hübschen Mädchen, das auf dem Bild zwischen den beiden steht, ist außer einer dunklen Gesichtshälfte nichts zu erkennen. Doch schauen Sie sich den Goldschmied auf dem letzten Bild an, schauen Sie genau hin: Meinen Sie nicht auch, dass wir sein Gesicht deutlich hätten erkennen können, wenn er nicht gerade mit einer Schmiedearbeit beschäftigt gewesen wäre? Man sagt, er habe hundertdreißig Goldarbeiten von der Stadt angefertigt. Was mag er in dieser Stunde wohl geschmiedet haben? Ach, wenn ich nur irgendwie an diese Arbeiten herankäme ... vielleicht könnten wir dann einen Entwurf von der Struktur der Stadt anlegen!«

Vierunddreißigster Entwurf

Es ist schwer, den Eifer des Offiziers in Zivil zu beschreiben. Er forderte mich bei jedem Foto auf, stehen zu bleiben, und beschrieb jede Aktivität, jede Szene. Die Fotos allein waren nicht genug; er schien noch mehr zu wollen. Er war so glücklich, diesen Streifzug durch die Altstadt, durch die Bilder, die ihm so viel sagten, mit mir zu unternehmen. Ja, dies gefiel ihm offensichtlich besser, als die heutige Stadt zu durchqueren, und das kleine Format der Bilder schien ihm nichts auszumachen. Seiner Ansicht nach war die Ausstellung auch die beste Antwort auf die Reaktion derer, die an den Absichten der Briten zweifelten und sie weiterhin für Besatzer

hielten. Für ihn bot sie die Möglichkeit, der Stadt die Gestalt zu geben, die seine Vorgänger unter den Offizieren der britischen Krone sich vorgestellt hatten. Wenn die heutige Stadt sich in Wirklichkeit von der Stadt auf den Bildern unterschied, dann war dies die Schuld derer, die auf den Bildern gar kaum zu sehen waren: die ehemaligen Bewohner von Amaria. Ihm zufolge existierte nichts, was nicht den Vorstellungen entsprach, die man von einem Ort haben musste. Und an dieser Ansicht wollte er mich teilhaben lassen, indem er mich bat, das Vorwort zu dem Fotoband zu schreiben. Weil ich Schriftsteller sei, meinte er, ich könne besser als jeder andere über die damaligen Geschehnisse schreiben. Er wollte eine geradlinige Geschichte, keine verwickelte. »Sie sind der einzige Sohn der Stadt, der den Bewohnern das wahre Bild ihrer Stadt zurückgeben kann, wie sie einmal gewesen sein muss«, sagte er. »Sie müssen nur die zeitliche Abfolge der Ereignisse wieder herstellen und unbeteiligt verknüpfen.« Begriff er nicht, warum einige Schriftsteller unbedingt über die Beziehung der Ereignisse zueinander schreiben wollten? Wie sollte ich ihm verständlich machen, dass eine Geschichte nur der Ausgangspunkt ist, an dem das Gedächtnis zu arbeiten beginnt? Was danach geschieht, unterscheidet sich von Mensch zu Mensch. Es hängt vom Individuum ab, ob man sich erinnern oder etwas erzählen will. Das Gedächtnis erfasst die Dinge blitzartig. Ein Licht, das plötzlich aufleuchtet und etwas im Dunkeln Liegendes erhellt. Die auf diese Art entstehenden Bilder sind wie das entlarvende Licht der Morgendämmerung, das nach und nach die Dunkelheit vertreibt. Geschichten bestehen aus solchen Bildern und lassen die Wirklichkeit sich öffnen wie eine Blume und mit dem Verlauf einer Erzählung reifen. Erst wenn wir eine Geschichte erzählen, wissen die Menschen, dass die einzige lohnenswerte Aufgabe, die *Suche* nach Wahrheit ist – nicht das Finden. Wer die Wahrheit sucht, der verändert sein Leben, der entdeckt eine andere Person, der wird herausfinden, welches Abenteuer die Geschichten mit sich bringen.

»Können Sie mir eine Antwort geben? Sie sind doch Schriftstel-

ler«, sagte er. »Warum müssen Autoren den Verlauf der Ereignisse immer verkomplizieren und erzählen nicht geradlinig? Warum geben sie nicht die Ordnung der Bilder wieder?«

»Vielleicht weil sie denken, dass es nichts Langweiligeres und weniger Realistisches gibt, als eine Geschichte in chronologischer Abfolge zu erzählen«, erwiderte ich.

»Sind Sie Realist, Herr Harun?«, fragte er mich erneut, als hätte er mich auf frischer Tat ertappt.

»Wenn die Wahrheit auch etwas Erfundenes sein kann – ja! Sie wissen ja: Ohne ein bisschen Erfindungsgabe gelangt der Mensch niemals zur Wahrheit. Das ist uns allen bekannt. Die Schriftsteller betreten den Ring erst, wenn der Kampf zu Ende ist. Und dann müssen sie ihn erfinden, als existiere er wirklich. Der Mensch geht durch die Historie, die, wie Sie wissen, auch nichts anderes ist als Erfindung. Ich erfinde die Wirklichkeit, ständig und immer wieder aufs Neue. Und der Schriftsteller erfindet auch sich selbst in der Wirklichkeit, wenn er dorthin geht«, antwortete ich.

»Und was erfinden Sie jetzt für uns?«

Wenn ich mich recht erinnere, hörte Ezra Pound, der Offizier in Zivil, in diesem Moment auf, merkwürdige, wirre Fragen zu stellen. Ich weiß nicht, ob er gute Absichten verfolgte oder sich über mich lustig machte, als er mich – direkt vor dem Abschied – begleitete und ich darüber nachsann, was ich erwidern sollte und am liebsten gesagt hätte: ›Wenn ich jetzt irgendetwas erfinden wollte, würde ich gewiss Malaika erfinden‹ – in diesem Moment sah ich ihn. Ich sah al-Malak. Er stand allein, mit einer kleinen Tasche, die er an seine Brust drückte, vor dem letzten Bild, das der Offizier in Zivil und ich betrachtet hatten. Es war, als habe er beschlossen, nach dem Erwachsenwerden aus dem Foto herauszutreten, das ihn mit Malaika und Naim auf der Abschiedsfeier des englischen Herrn T. S. Eliot im Gästehaus zeigte, in der zweiten Augsthälfte 1956, an dem Tag, an dem ich geboren wurde.